Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 98 (1972)
Heft: 10

Rubrik: Spott-Revue

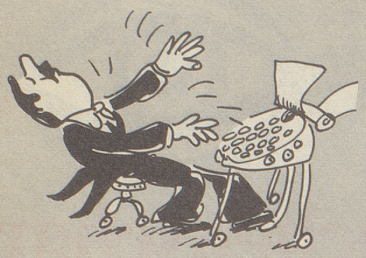
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

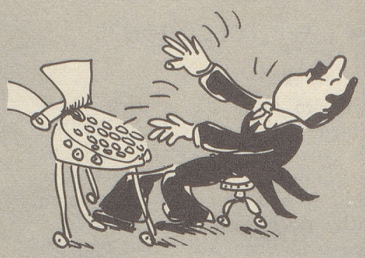
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Spott-Revue

von Max Rüeger

Spott-Revue



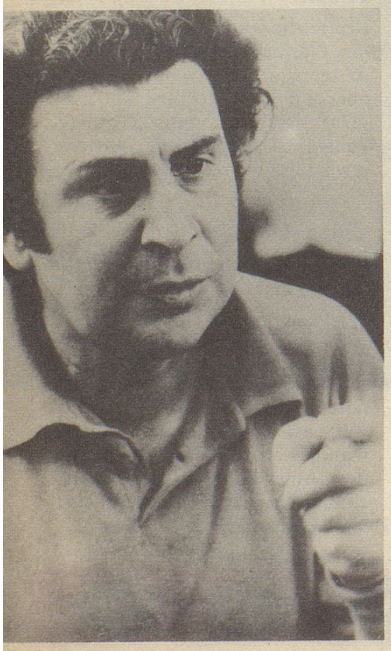
Man höre diese Stimme ...

Zeit und Ort waren ungewöhnlich für die Begegnung mit diesem ungewöhnlichen Mann. Samstag, 16 Uhr, letzte hastige Schritte in die Geschäfte, Flanierer, an den Kinokassen Vorverkauf für die Abendvorstellungen. Das Lokal – ein fashionables Dancing, schlummernder Schummer-Plüsch, das Orchester-Podest, dann auf der Tanzfläche ein Tischchen, Mikrophon, zwei Dutzend Journalisten, immerhin, und der Mann, um den es ging, vorerst einmal in giftgrünem Spotlight, ein Photograph sah sich seiner Kunst machtlos ausgeliefert und hatte den Effekt gewünscht.

«Ça me gêne beaucoup», gestand der Mann, um den es ging, freundlich, der Show-Ausrutscher wollte auch wirklich gar nicht passen.

Mikis Theodorakis, der 1925 auf Kreta geborene große Grieche, behangen mit allen lästigen Clichés der Schallplatten-Industrie, des Literatur- und Polit-Geschäftes – sie müssen sein, denn der Dichter und Musiker ist erfolgreich, Mikis Theodorakis kann hier nicht eingeordnet werden.

Mikis Theodorakis: Mein Leben für die Freiheit



Man hat von seinem Leben gewußt, seinem leidenschaftlichen Ringen in seinem Werk für die Freiheit, wer sie vergessen hatte, kann die Daten seiner Verhaftung nachlesen, die Tage, die er in den Gefängnissen der Athener Obersten saß, sind genau zu zählen.

Von seiner Musik gibt es Platten, sie packt, braucht sich nie ab.

Und jetzt gibt es ein Buch.

*

«Doch das Leben ist stärker als alle Befehle.» (Theodorakis)

*

«Mein Leben für die Freiheit», heißt dieses Buch, das Zitat findet sich auf Seite 204.

Und es ist das aufrichtigste Buch, das ich gelesen habe.

Mag sein – «aufrichtig» wird dem Wert der darin vereinigten Tagebücher, Manifeste, Briefe und Gedichte nur in einem Randbezirk gerecht. Abgesehen nun einmal davon, daß die nüchterne Chronologie der Ereignisse nach dem Putsch im April 1967 jene Information wieder präsent werden läßt, die für das Verständnis der oft so beklemmend leidenschaftslosen Schilderungen von äußeren Umständen – dann jedoch für die feurigen, erregenden Augenblicke des Anstoßes zu Taten – unerläßlich ist, wohnt gerade der nüchternen Chronologie, liest man sie zum Schluß nochmals durch, das Moment der Hilflosigkeit inne, die noch weit davon entfernt ist, Hoffnungslosigkeit zu sein.

«Vierzig Tage bin ich nun schon in Einzelhaft. Ich werde nachts geweckt. ‹Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen›, sagt Lambrous Mitarbeiter. ‹Ziehen Sie sich an.›

Wir gehen in den zweiten Stock hinunter. Die Flure sind leer. Lambrou sitzt verborgen hinter einem Aktenstapel. ‹Setz dich›, sagt er. Wir sind allein. Die Standuhr schlägt zwei.

‹Dieser Brief, den du an Bithikotsis geschrieben hast, ist sehr bedenklich.›

Er zeigt ihn mir.

‹Wie ist er dir in die Hände geraten?›

‹Der Kellner von der Taverne ist einer von unseren Leuten. Dieses Schreiben kann dich vors Standgericht bringen.›

‹Weiter nichts? Du hast doch schon genug ‹Beweise›, um mich hundertmal zum Tod verurteilen zu lassen.›

‹Was gedenkst du zu tun? Dich zu opfern?›

‹Bleibt mir denn eine andere Möglichkeit?›, frage ich und sehe ihm direkt in die Augen.»

Aus einem Brief von Theodorakis an Freunde im Ausland, geschrieben am 23. April 1969:

«Liebe Freunde,

am 21. April 1969 sind acht Monate vergangen, seit ich nach Zatouna verbannt wurde. Das Dorf ist klein; es leben hier kaum zwanzig Familien. Es ist auf drei Seiten von Bergen umgeben. Unser Haus steht mitten im Dorf an einem kleinen Platz. Es wird Tag und Nacht bewacht. Zwei Wächter stehen vor der Tür. Ein dritter geht vor dem Haus auf und ab. Nachts, wenn das Dorf in tiefem Dunkel liegt, wird unser Haus mit starken Scheinwerfern angestrahlt. Für diese Beleuchtung gibt der Staat, oder besser die griechischen Steuerzahler, monatlich 20 000 Drachmen aus. Wann immer ich das Haus verlasse, werde ich von zwei Bewachern begleitet. Ich darf mit niemandem sprechen ... Am Anfang durfte ich zu jeder Tageszeit ausgehen. Später mußte ich 20 von 24 Stunden im Haus verbringen. Kurz vor Ostern wurde die Beschränkung verschärft – nun waren es 22 Stunden von 24.»

Ich habe, in voller Absicht, keine sogenannten Schlüsselstellen zitiert. Zweimal der Gefangene – einmal hinter Gittern, einmal hinter Bergen. Das Buch enthält Wichtigeres. Das aber läßt sich nicht trennen vom Ganzen, genau so wie der Künstler Theodorakis und der politische Kämpfer Theodorakis nicht getrennt werden können.

«Das aufrichtigste Buch», sagte ich. Nicht weil es engagiert ist, klar und kompromißlos. Sondern weil es zeigt, wie sehr sich der Dichter und Musiker in seinem Schaffen immer an sein Credo erinnert. Keine Zeile steht für sich selbst – jeder Abschnitt hat, auch in den dichterischen Texten, Bezüge zum Ausgangspunkt.

Man kann und darf an diesem Buch nicht vorbeigehen.

Aus den «Liedern für Andreas»: «Es wird Zeit.»

Gestern haben sie gelogen, sie lügen heute noch
und werden morgen wieder lügen, es belügt
dein Feind dich, und dein Freund
verschweigt die Wahrheit.
Verlogenen Ruhm versprechen dir die Lügner, und deine Freunde
schläfern dich mit falscher Wahrheit ein.
Wohin führt dich der falsche Traum, wohin der falsche Traum?
Zeit wird es anzuhalten, Zeit zu singen, Zeit zu weinen,
Zeit für den Schmerz, Zeit für den offnen Blick.

*

Mikis Theodorakis «Mein Leben für die Freiheit» erschien im Scherz-Verlag Bern.

Nekrolog für Jakob Ochsner

Zehntausende von Männern stellten ihn an den Trottoirrand. Liebenswürdigstens, mit Honig, Zukker, Zimt und sämtlichen Süßigkeiten der Welt in der Stimme boten die Ehefrauen den Tragbügel an, kurz bevor ihr Lebensgefährte die Wohnung verließ, um sich in den täglichen Arbeitsprozeß einzugliedern.

Zähneknirschend schleppten die Herren der Schöpfung den Blecheimer über ausgebohnerte Treppenstufen hinunter, schlugen sich die Ellbogen beim Aufstoßen der Haustüre wund und knallten das Gefäß schließlich grimmig an den vorbestimmten Platz.

Im Bewußtsein, wieder einmal entscheidend an den Haushalts-Werkeleien sich beteiligt zu haben, begannen sie den langen Marsch zum Büro.

Zürcher Männer bleibt solcherlei Ungemach seit einer Woche erspart. Denn wie immer die turicensische Geschichte bisher ablief:

der 1. März 1972 dürfte als historisches Datum vermerkt sein.

An diesem Tage nämlich endete die Unrat-Vorherrschaft des Jakob Ochsner (1858–1926), der mit seinen Kübeln dem Abfall mehrerer Generationen den Stempel aufdrückte.

Ein Leben für den Ochsner-Kübel, man kann's verstehen. Ein Leben ohne Ochsner-Kübel, es war einfach undenkbar.

Jakob Ochsner schuf ihn, um vordem Sichtbares unsichtbar zu machen. Was zu seiner Zeit eine selbst ehrbare und reinliche Familie alles abstieß, ohne es in einen schützenden Behälter zu stoßen, was da um die Jahrhundertwende an Kehricht so in abenteuerlichen Kisten und Kartons an den Hausecken lagerte – es stach dem Herrn Ochsner in die Nase, und demzufolge hatte er die richtige, dem Uebelstand abzuhelfen.

Der Mann dachte über Dinge nach, die seinen Mitmenschen kaum bedenkenswert erschienen. Aber man atmete auf, als 1909 die ersten Ochsner-Pferdewagen durch die Straßen zuckelten.

Es kamen Traktoren, es kamen die Glöggliwagen, es kamen mächtige Gefährte, Einfüll- und Ausladepraxen wurden verfeinert, die Form der Kübel war viereckig, dann rund – was blieb? Das vertraute Scheppern, es hat sich gehalten über Jahrzehnte, es war Merkpunkt, zweimal wöchentlich, im Tagesablauf.

Wer das Pech hatte, am Anfang einer Tour zu wohnen, wurde bereits im fahlen Dämmerlicht des anbrechenden Morgens aus den Federn katapultiert. Da nützten Aufschreie von Vergeßlichen, die den Blechtopf noch in der Küche wußten, nichts mehr – der Wagen rollte, die Hausfrau grollte – ratlos musterte sie den überquellenden Unrat, schon wieder war eine Fuhre im Eimer, dort ruhte sie auch, und der Konservenverbrauch wurde drastisch eingeschränkt.

Konnten derartig kritische Situationen vor Jahrzehnten noch einigermaßen gemeistert werden, brachte in jüngster Vergangenheit die sich permanent expandierende Verpackungs-Industrie beinahe unlösbare Probleme. Kaum ein tägliches Gebrauchsgut, das nicht in schützender Plastik-Hülle angeboten wird, kaum eine kulinarische Köstlichkeit, die ohne Vakuum-Verpackung in den Regalen aufliegt, vom simpelsten Roggenbrot über den kommunsten Salami bis zur ordinären Bierwurst. Und alle erfordern sie den mittlerweile obligaten Küchen-Striptease, bedürfen sie der Entfernung von antiseptischen Mäntelchen, bevor eine grafisch begabte Hausfrauenhand sie anmutig auf die Teller drapiert.

Dadurch wären, hätten sie solche gehabt, die Kübel aus den Nähten geplatzt – und die oben erwähnten unbedeutenden Unachtsamkeiten, brutal markiert durch eben geschildertes Matinal-Geklapper, würden die Harmonie zwischenmenschlicher Beziehungen höchst negativ beeinflussen.

Wären, hätten, würden – die Zukunft hat die Vergangenheit abgelöst. Zürich verwendet nun Säcke. Prallgefüllt und unförmig scheinen sie statisch auf den Bürgersteigen zu torkeln, die Kehricht-Phonzahl wurde reduziert, wer den Sack vergaß, merkt das erst am späten Vormittag.

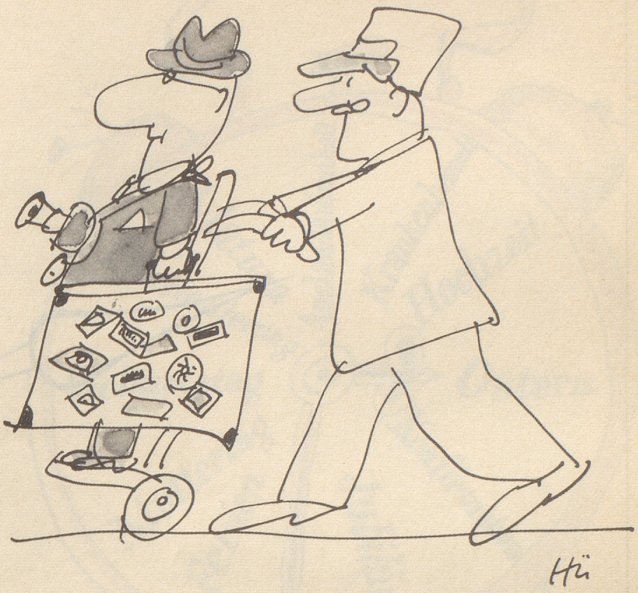
Jakob Ochsner hat ausgedient. Noch pusten zwar seine Wagen durch die Quartiere, künden pompöse Container vom Fortbestand seiner Erfindung. Aber die Stadt ist um ein charakteristisches Geräusch ärmer geworden. Kaum jemand wird ihm nachtrauern.

Wer's nicht missen mag, kann Ausflüge an die Peripherie machen – da kleppert's noch wie einst im Mai.

Zürich hat Fortschritt im Wegschaffen von Abfall bewiesen.

Immerhin.

Also: an die Säcke!



Max Rüeger: Verse zur Zeit

Reisebeilagen

Reisebeilagen
berichten von Trips,
zu Inseln, die bisher nur Neckermann kannte.
Zu Preisen,
die Condor allein ermöglicht.
Müde Löwen in Ostafrika
werden angepriesen,
Winterorte mit Pisten
nur für Anfänger,
Ostsee-Kreuzfahrten in Außenkabinen.
Karlstejn und Kynzvart
bleiben ganzjährig geöffnet,
das sind Burgen in der Tschechoslowakei.
Exotisches Ceylon
und hausbackene Schwäbische Alm,
Oberstdorfer Frühstück
und salziges Schwaddern
an der bretonischen Küste.
Bella Italia ruft noch immer,
heiserer zwar als auch schon,
aber Bardolinos Olivenhaine
blühen trotz Wirtschaftskrise.
Medizinmänner posieren
für dreißig Hundertstel inbegriffen,
griechische Tempelsäulen
sind erschwinglich geworden,
und selbst Pracht-Jachten,
einstmals exklusiv vom Jet Set gesteuert,
nehmen Hobby-Seebären
aus dem mittleren Beamtenstand auf.
Und überall lacht die Sonne,
kein Wölklein trübt den Himmel,
den siebenten, den die Reiseveranstalter
dank der Reisewelle sonnenlachend bewohnen.